

Hannah Deitch

KILLER POTENTIAL

Hannah Deitch

Killer Potential

Thriller

Aus dem Englischen
von Conny Lösch

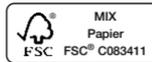
List

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel *Killer Potential*
bei William Morrow, New York



List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978-3-471-36087-3

© 2025 by Hannah Deitch

© der deutschsprachigen Ausgabe

2025 Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data

Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Quadraat Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für meine Familie

ERSTER TEIL

Lebenskosten

1

Ich war eine berühmte Mörderin. Ich habe eine wohlhabende Familie ermordet und bin abgehauen, genau wie Charles Manson. Anders als er wollte ich aber keinen Rassenkrieg anzetteln, um ins Paradies zu gelangen, und auch nicht insgeheim ein Beatle sein. Glaubt man den Nachrichten, war ich nur eine ruhmstüchtige Killerin und scharf darauf, mein Konterfei auf Teufel komm raus am Mount Rushmore der großen amerikanischen Psychopathen verewigt zu sehen.

Das ist alles nicht wahr. Aber das mit der ehemaligen Mörderin ist ein lustiger Spruch. Ich habe schon überlegt, ihn für meine Selbstbeschreibung in einer Dating-App zu verwenden. *Zwei Wahrheiten und eine Lüge über mich:* 1. Ich habe mein Doktorandenstudium abgebrochen, 2. Ich kenne mich mit Aktien aus und habe Millionen an der Börse verdient!!! 3. Ich war mal eine berühmte Mörderin.

Außerdem war ich auch mal SAT-Tutorin, habe Schüler zu Hause besucht und für die Aufnahmeprüfung an der Uni fit gemacht, wodurch der Kontakt zu der reichen Familie entstand, die ich definitiv nicht ermordet habe. Zu den bescheuerten Grammatikregeln, die wir unterrichten (ich spreche im Pluralis Majestatis von uns SAT-Tutoren, meinen Kollegen, Kameraden und Mit-Hochstaplern, die wir Nachhilfestunden geben, um die eigene Miete zu finanzieren), gehört auch die Unterscheidung zwischen aktiv und passiv. Ich mache etwas. Etwas wird von mir gemacht. Ersteres ist aktiv, Letzteres passiv. Der passive Sprecher verschwindet. Und das leistet der Mythenbildung Vor-

schub. Verbrechen werden ohne Verbrecher begangen. Subjekte verschleiert. Eine aktive Stimme ist besser, aber eine passive kann ganz nützlich sein. Wenn man zum Beispiel eine Mörderin ist.

Taten wurden von mir begangen. Es ist viel einfacher, die Geschichte so zu erzählen. Das »Ich« wird nebensächlich, es ist der unbedeutendste Teil des Satzes. Es geht vor allem um die Tat. Die Victors wurden tot aufgefunden. Die Victors wurden von mir tot aufgefunden.

Wenn ich an den Tag zurückdenke, an dem ich eintraf, um Serena Victor zu unterrichten, und ihren Vater von Algen umschlungen im Koi-Teich entdeckte, blau, aufgedunsen und unzweifelhaft tot, sehe ich alles wieder vor mir wie in einem Film. Als ich über den blutigen Krater stolpere, der einst das Gesicht von Serenas Mutter war, ähnele ich einem Gespenst am Tatort eines Verbrechens. Ich besitze keinerlei materielle Gestalt. Ich berühre nichts, bin dem Universum der Welleneffekte und Entropie entrückt. Bin lediglich auf der Durchreise.

Aber natürlich habe ich etwas gemacht. Entscheidungen wurden getroffen: Ich habe Entscheidungen getroffen. Gewalt wurde verübt: Ich habe Gewalt verübt. Der Tatort wurde verlassen: Ich habe den Tatort verlassen. Menschen wurden verletzt: Ich habe Menschen verletzt. Jemand wurde geliebt: Ich habe jemanden geliebt. Nicht alles, was ich getan habe, war schlecht. Aber das meiste.

Ich denke häufig an eine Geschichte, die ich als Teenager gelesen habe: *Der Garten der Pfade, die sich verzweigen* von Jorge Luis Borges. Darin beschäftigt sich ein chinesischer Professor mit dem Werk eines seiner Vorgänger, Ts'ui Pên, der sowohl einen labyrinthisch verschachtelten Roman wie auch ein reales un-

durchdringliches Labyrinth schaffen wollte. Der Roman blieb unvollendet und unverständlich, und man nahm an, das Labyrinth sei nie gefunden worden. Tatsächlich aber waren Roman und Labyrinth ein und dasselbe. Der Professor begegnet einem Schüler von Ts'ui Pên, der ihm erklärt, dieser habe kein räumliches Labyrinth erschaffen – kein reales begehbare –, sondern ein zeitliches. Indem wir Entscheidungen treffen, verunmöglichen wir nicht deren Alternativen, sondern vervielfältigen die Zeit, sodass sämtliche Möglichkeiten nebeneinander existieren und parallele Zeitebenen entstehen. Mit anderen Worten, alle Entscheidungen werden umgesetzt, immer und sofort.

In einem anderen Universum habe ich das Haus der Victors nie betreten. Am Abend zuvor betrinke ich mich mit meiner Mitbewohnerin und schicke den Victors eine Nachricht: »Tut mir leid. Ich bin schrecklich krank. Können wir unseren Termin verschieben?« Später, aber noch am selben Tag, erfahre ich wie alle anderen auch aus den Nachrichten von den Morden. Ich sauge die blutrünstigen Spekulationen der Experten und die atemberaubenden Reddit-Theorien der True-Crime-Aficionados auf. Auf Partys berichte ich als Anekdote davon: »Wisst ihr noch, die Victors, das reiche Ehepaar, das in L. A. ermordet wurde? Ich habe ihrer Tochter Nachhilfe gegeben, bin bei ihnen aufs Klo gegangen, habe ihren Tee getrunken und mit der Tochter über Trigonometrie gesprochen.« Ich wäre nicht mal eine Fußnote.

Jetzt bin ich die Geschichte. Ich habe sie geschrieben. Sie hat mich geschrieben.

Serena Victor war mein Sonntagnachmittag. Sie war eine meiner Allround-Schülerinnen, und ich hatte bis dahin knapp acht Wochen mit ihr gearbeitet. Wir trafen uns jede Woche für zwei Stunden: In der ersten bereitete ich sie auf die Prüfung für die Zulassung an der Uni vor, und in der zweiten gab ich ihr Hausaufgabennachhilfe. Ich war nicht Serenas erste Tutorin: Dinah erwähnte, dass es eine Vorgängerin gab, von der man sich aber habe trennen müssen. Der darin enthaltene Hinweis war nicht zu überhören. *Wenn Serena keinen Erfolg hat, wirst du hier auch keinen haben.*

Normalerweise brauchte sie Unterstützung in Englisch, manchmal auch in Chemie. Serena war in den vorangegangenen Wochen nicht in der Schule gewesen, und ich half ihr nun, den Stoff nachzuholen. Ihre Krankheit sei rätselhaft, aber nicht ansteckend, versicherte mir ihre Mutter, jedoch schlimm genug, dass Serena zu Hause bleiben und ihre Eltern sie im Auge behalten mussten. Im Fokus unserer gemeinsamen Arbeit stand vor allem die Vorbereitung auf die Zulassungsprüfung. In den Probetests kam Serena auf ungefähr 1350 Punkte. Ihr bestes Ergebnis waren 1480, ihr schlechtestes 1220. Ausgerechnet in Mathe schnitt sie am besten ab, erstaunlich für eine junge Frau, die ein teures geisteswissenschaftliches College besuchen wollte. Mathematik unterrichtete ich am liebsten, die eleganten Formeln, die Tricks und Kniffe. Eine garantiert erfolgreiche Methode zur Verbesserung des Leseverständnisses zu entwickeln, war dagegen deutlich schwieriger, und die Fortschritte

meiner Schüler waren meist nicht eindeutig erkennbar, ihre Leistungsschwankungen unvorhersehbar und den Eltern sehr viel schwieriger zu erklären.

Letztere fielen typischerweise in zwei Kategorien. Entweder zeigten sie sich übertrieben dankbar für »meine enorme Hilfe« oder misstrauisch in Hinblick auf meine Qualifikation und Vergütung. Die Victors schienen mich allerdings aufrichtig zu mögen.

Peter Victor, ihr Vater, arbeitete im Finanzwesen, war wohl irgendeine Art Banker. Mehr wusste ich nicht. Er verdiente sein Geld mit anderer Leute Schulden, seine Konten schwollen an, während er die Sommer auf Mallorca, in Monaco und Martha's Vineyard verbrachte. Er war klein und unnatürlich braun gebrannt, sein dunkelblondes Haar war silbergrau meliert. Normalerweise war er nicht zu Hause, aber wenn er mich, was selten vorkam, doch einmal an der Tür begrüßte, tat er dies mit der entwaffnenden Milde eines einsamen Mannes in einem Haus voller Frauen. Ich kannte die Sorte. Er war ein Vater, der sich für einen Friedensstifter hielt, weil er die gelassene Stimme der Vernunft vertrat, als Gegengewicht zu all dem überbordenden Östrogen.

Ich weiß nicht genau, wann Peter Dinah kennenlernte, und auch nicht wie, aber ich weiß, dass sie vor ihrer Hochzeit als Schauspielerin einigermaßen berühmt war. Nach Serenas Geburt stieg sie aus dem Beruf aus. Auf dem Höhepunkt ihrer Karriere hatte sie in einem oscar-nominierten Film über einen abgehalfterten Leichtathletik-Star mitgespielt, der am Ende trotz aller Widrigkeiten einen Wettkampf gewinnt. Meine Freunde und ich haben ihn uns einmal bekifft angesehen. Dinah spielte darin die sexy Freundin des Protagonisten, die nicht von seiner

Seite weicht, auch als er wegen einer Knieverletzung in eine tiefe Krise gerät, die er dank der unerschütterlichen Unterstützung seiner Freundin überwindet. Der Film gefiel mir besser, als ich bereit war zuzugeben.

Und dann Serena. Sie war eine schüchterne Siebzehnjährige mit glänzend hellblondem Haar und dem Gesicht einer Porzellanpuppe. Sie trug Kleider oder Röcke, dazu schäbige ausgeleierte Pullis und ihre Beine waren mit pfirsichblondem Flaum bedeckt. Als ich ihr das erste Mal begegnete, reichten ihr die Haare fast bis zur Taille. Drei Wochen später schnitt sie sie auf Jean-Seberg-Länge: Das war ihr Bezugsrahmen, und indem sie mir davon erzählte, teilte sie mir mit, dass sie Jean-Luc Godard kannte.

Ich vermutete, dass sie trotz ihres hübschen Äußeren in der Schule unbeliebt war. Sie versuchte, durch ihren Literatur-, Film- und Musikgeschmack zu einer Identität zu finden, reagierte aber häufig voreingenommen und genierte sich schnell. Unfairerweise konnte ich sie von Anfang an nicht leiden. Ihre Schüchternheit erinnerte mich an die asozialen reichen Jugendlichen, mit denen ich selbst auf dem College war. Launisch schlenderten sie über den Campus und rauchten Kette.

Ich sah Serenas Zukunft genau vor mir. Ein Master in Lyrik oder ein Doktor in frühneuzeitlicher Literatur. In einem viktorianischen Townhouse im Mission-District mit einem Bohème-Leben in Armut liebäugeln. Ich wusste genug über Lukas, ihren Freund, um eine Vorstellung davon zu haben, auf welche Typen sie stand. Ich hatte ihn auf Fotos gesehen, die sie als Bildschirm-schoner verwendete, außerdem hatte sie ein Polaroid von ihm mit Tesafilm auf ihre iPhone-Hülle geklebt. Seine dunkelblonden Haare waren eher lang und ungepflegt, eine strähnige Ver-

sion von Serenas glänzenden Goldlöffchen. Sie hingen wie geschmolzenes Wachs auf seinem Schädel, umrahmten sein Gesicht mit dem kantigen Kinn und den hohen Wangenknochen. Lukas war Vegetarier und rauchte Selbstgedrehte. Spätestens mit Anfang zwanzig hätte Serena ihn gegen ein glanzvolleres Modell ausgetauscht, gegen eine Variante der immer gleichen Männer, deren kulturelle Vorlieben als Beleg ihrer alternativen Integrität dienten. Ausgewaschene T-Shirts mit den Logos von Bands, von denen niemand je gehört hatte, fettige Haare, ausgelatschte Turnschuhe, Schnurrbärte und selbst gestochene Tattoos. Sie waren reich, genau wie Serena, ließen es sich aber nicht anmerken. Am Ende würde Serena sich mit einem Mann aus der Technologie-Branche verloben, möglicherweise mit schwedischen oder norwegischen Wurzeln, der im Ecstasy-Rausch Apps entwickelt und sich für eine Autorität auf dem Gebiet des amerikanischen Hip-Hop hält. Oder aber mit einem Trust-Fund-Kid, einem gebürtigen New Yorker, der in Immobilien macht und am Wochenende in einer Dinosaur Jr.-Cover-Band spielt. Serena malt, sammelt Kunst oder gründet eine teure Wellness-Klinik, nebenher beendet sie ihre Dissertation über Melancholie und den weiblichen Körper in der englischen Schäferdichtung.

Sollte ich den Eindruck erwecken, gemein oder kleinlich zu sein, will ich das nicht abstreiten. Falls es hilft, kann ich versichern, dass meine Gemeinheit keinen negativen Einfluss auf Serenas Gefühle hatte. Ich war sehr gut darin, ihr gegenüber so zu tun, als würde ich sie mögen, und ehrlich gesagt, spielte es auch gar keine Rolle, ob ich sie mochte oder nicht. Sie lebte in dem schönsten Haus, das ich je betreten hatte, einem Haus, in dem ich niemals leben würde, einem so fantastischen Haus,

dass es für mich aussah wie von einem anderen Stern. Es befand sich mitten in den Los Feliz Hills, zwischen all den anderen im englischen Tudor-, spanischen Kolonial- oder Schweizer Chaletstil erbauten Anwesen.

Im Wohnzimmer sickerte Licht meeresgrün durch das Prisma eines nach der Vorlage von Klimts »Lebensbaum« gestalteten Buntglasfensters. Dinah Victors Möbel waren klassisches Hollywood, lange Samtsofas und mittelalterliche Kronleuchter, persische Teppichläufer, türkisfarbene marokkanische Fliesen im Bad, perlmuttfarbene schimmernde Wannen mit goldenen Klauenfüßen. Jede Woche saß ich zwei Stunden im Esszimmer, gelegentlich auch mal im Wohnzimmer oder in der Küche. In diesen zwei Stunden konzentrierte ich mich zur Hälfte auf meine Aufgabe: Serena etwas über Parabeln, schiefe Metaphern und den Satz des Pythagoras beizubringen ... zur anderen Hälfte durchstreifte ich das Haus, ergötzte mich an jedem Detail. Dem Stück Seife aus Jasmin und Safran für hundert Dollar. Zusammengezogene Hauptsätze ohne Konjunktion. Der Baumkanten-Tisch aus portugiesischem Holz. Polynome. Die handgemalte Seidentapete von De Gournay. Parallelismus.

Ich muss gestehen, in schwachen Momenten bin ich empfänglich für Immobilien-Pornografie. Am meisten fahre ich auf die etwas älteren Jahrgänge ab und hole mir meine Kicks meist auf exklusiven Maklerseiten im Internet. Für das Haus der Victors aber konnte ich von meinem teuren Abschluss in Kunstgeschichte profitieren. Der Architekt war ein Surrealist namens Emmanuel Besos, ein spanischer Adliger, der nach Kalifornien gezogen war, um in der Filmbranche zu arbeiten, die damals noch in den Kinderschuhen steckte. Er baute Kulissen für Mu-

sicals und historische Epen: Treppenaufgänge so gewaltig, dass sie sich scheinbar in den Wolken verloren, märchenhafte Ballsäle, Gärten und Bergketten. Das Haus der Victors war eines von drei Wohnhäusern in Los Angeles, die er in den Zwanzigerjahren entworfen hatte. Er experimentierte mit neuen Möglichkeiten der Dienstbotenunterbringung und plante ein Labyrinth aus geheimen Gängen und versteckten Türen, damit die Angestellten weitestgehend außerhalb des Blickfelds blieben. Laut des Artikels, den ich darüber fand, waren die geheimen Gänge ein Mythos: Niemand hatte sie je gefunden, und auf den offiziellen Bauplänen waren sie nicht verzeichnet. Sie waren lediglich eine von Besos' zahlreichen Launen, das Vorhaben wurde nie umgesetzt.

Die Treffen mit Serena verliefen immer gleich. Ich parkte meinen schwarzen PT Cruiser Baujahr 2003, den ich von einem verstorbenen Großonkel geerbt hatte. Er wirkte auf der geleckten, von Teslas gesäumten Straße gefährlich klapprig. Ich nahm vier Bücher aus dem Kofferraum: Princeton Review SAT, College Board SAT, ein Mathe-Lehrbuch und den Roman, den Serena gerade in Englisch lesen sollte. In der Woche war es Frankenstein. Ich ging über die Auffahrt, überquerte den Wassergraben (richtig, ein echter Wassergraben!), ging durch den prächtigen Vorgarten mit Sukkulente und Zitronenbäumen, bis zur riesigen Eingangstür aus Eichenholz, die an dem Sonntag, an dem meine Geschichte beginnt, sperrangelweit offen stand.

Das war ungewöhnlich.

»Serena?« Ich trat nicht ein, roch aber bereits am Eingang den mir inzwischen vertrauten Geruch des Hauses: den abge-

standenen Mief, der in so vielen Häusern in L. A. hing, in all den Anwesen aus den Zwanzigerjahren, die die Hügel sprenkelten. Dinah Victor liebte teure Räucherstäbchen und Pfefferminztee. Auch das roch ich.

»Serena?«, rief ich erneut. Noch immer reagierte niemand außer dem Hund, der jetzt aus der Dunkelheit auf mich zugeschossen kam und sich auf meine Beine stürzte. Er biss mir sachte in die Wade.

»Pickle, du dreckige Töle.«

Der Hund biss erneut zu. Sanfte, feuchte Bisse, die mich nicht verletzten, aber unglaublich nervten.

»Dinah? Hallo?«

Mir fiel wieder ein, dass Dinah in den vergangenen Wochen nicht zu Hause gewesen war. Peter hatte mir geöffnet.

»Peter?«, rief ich.

Nichts. Ich trat ins Haus.

Die Eingangshalle wirkte gedrungen und dunkel, gleich links davon befand sich das Esszimmer. Normalerweise arbeitete ich dort mit Serena. Ich legte meinen Bücherstapel ab und hörte Geräusche: einen dumpfen Schlag, irgendwo lief eine Dusche.

Ich kehrte in die Eingangshalle zurück. Sonnenlicht bat darum, hereingelassen zu werden. Es sickerte durch einen Spalt in den Rollläden, setzte Glanzlichter auf das schartige Hartholz. Neben dem Esszimmer befand sich eine kleine Gästetoilette, die ich normalerweise gleich nach meiner Ankunft aufsuchte. Das gehörte zu meinen Angewohnheiten. Wenn ich meine Schüler zu Hause unterrichtete, nahm ich mir einen kurzen, ungestörten Augenblick, um in deren wunderschönem Badezimmer aufs Klo zu gehen, mich zu sammeln und mich auf mei-

nen Auftritt als Evie Gordon, SAT-Tutorin, vorzubereiten. Die Victors stellten Papierhandtücher in einer goldenen Schale bereit.

Manchmal fragte ich mich, ob sie damit verhindern wollten, dass das Personal die richtigen Handtücher verwendete. »Das Personal« war ein schwammiger Begriff, und ich wusste nie so genau, ob ich ebenfalls damit gemeint war. Das ist das Ding mit privaten Nachhilfelehrern. Wir sind keine Lehrer. Wir strahlen keine Autorität aus. Dennoch herrscht zwischen mir und meinen Schülern zumindest die Illusion, dass ich das Sagen habe: Wir treffen das stillschweigende Abkommen, die Darbietung gemeinsam zu bestreiten. Zu Beginn der Show sprechen mich die Eltern häufig als »Miss Gordon« an, aber ich bitte sie gnädig: »Nein, nein. Sagen Sie doch Evie.«

Ich kehrte also ins Esszimmer zurück und erwartete Serena dort zu finden. Sie war nicht da, aber ich setzte mich trotzdem. Ich überlegte, ob ich Licht machen oder die Vorhänge öffnen sollte. Dann zog ich mein Handy aus der Tasche und schickte jeweils eine Nachricht an Serena und an Dinah, unabhängig voneinander: »Hallo! Ich bin da.«

Irgendwo im Haus vibrierte ein Handy.

Also war jemand da. Ich überlegte, ob ich noch einen lächelnden Smiley hinterherschicken sollte. Serena und Dinah standen auf so was. Dadurch war es ihnen weniger unangenehm, dass sie mich bezahlten. Sie stellten sich vor, ich sei eine etwas ältere Freundin von Serena, die einfach furchtbar gerne deren Grammatik korrigierte. Manchen Familien, für die ich gearbeitet hatte, half diese Illusion. Es war ihnen zuwider, an die finanzielle Transaktion erinnert zu werden, die unserer Beziehung zugrunde lag. Auch die Victors waren so. Dinah bot mir

immer einen Tee an. Sie wollte wissen, was ich von Afghanistan hielt, welchen Roman von Virginia Woolf ich am liebsten mochte und was meine Tattoos bedeuteten.

Niemand tauchte auf.

Ich sah auf mein Handy. Keine Antwort. Ich lauschte aufmerksam ins Haus, horchte nach Seufzern, knarrenden Bodenplatten. Ich war so sicher, dass ich fließendes Wasser gehört hatte. Jetzt hörte ich nichts mehr. Langsam stand ich vom Tisch auf. Aus Gründen, die ich noch gar nicht begriff, achtete ich darauf, leise zu sein. Ich schlich durch den dunklen Flur, vorbei an dem Badezimmer mit der teuren Seife und der teuren Lotion, vorbei an Mr. Victors dunklem Arbeitszimmer, in die Küche.

Ich war bereits einige Male dort gewesen, zum Teetrinken oder Plaudern, und einmal auch, um Serena an dem winzigen Frühstückstisch unter dem Buntglasfenster zu unterrichten. Der Herd war ein französischer, dem Aussehen nach antik. Kupfertöpfe hingen im Farmhouse-Stil an einem dicken hölzernen Deckenbalken. Die Wände und der Boden waren aus Stein, erinnerten an eine Burg. Der Raum wirkte wie aus einer anderen Welt. Zwei Rundbogentüren führten in den Garten hinter dem Haus.

Eine der Türen stand offen. Nicht weit davon ein Koffer, außerdem eine fallen gelassene Handtasche. Vielleicht war Dinah von wo auch immer zurückgekehrt. Licht strömte zähflüssig wie Sirup durch den Eingang in die Küche, Staubpartikel wirbelten darin.

»Dinah?« Zaghafte stieß ich die Tür noch weiter auf und trat hinaus, schirmte meine Augen mit der Hand vor der Sonne ab.

Ein gewundener Pfad aus Terracotta-Fliesen flankiert von gusseisernen, mit Efeu umrankten Spalieren führte zu einem

tiefblauen Pool, ähnlich wie in einem römischen Badehaus. Minze- und Basilikumduft wehte aus dem Kräutergarten herüber. Reife Tomaten hingen an Stauden. Hinter den Beeten befand sich ein Ziergarten mit Zypressen. Ein Outdoor-Whirlpool, der, wie ich vermutete, nur unregelmäßig genutzt wurde. Es gab einige an Horrorgeschichten erinnernde Kakteen und Sukkulente, deren dicke stachelige Glieder wie von Spinnweben überzogen schienen. Glattes Pflanzenfleisch in außerirdischen Farben, Lila, Minzgrün und Mandarin. Reihe um Reihe spitze Zähne. Es gab sogar eine Fußgängerbrücke und darunter einen Koi-Teich, überhaupt war dort so viel zu sehen, so viel Farbe, Leben und Sonnenlicht, dass ich zunächst weder Dinah noch Peter bemerkte.

Dinahs Leiche entdeckte ich zuerst. Ich kann mich nicht mehr an viele Einzelheiten erinnern. Mein Gehirn war wie betäubt. Ich sah sie im ersten Moment deutlich – real und greifbar –, aber wenig später bekam sie etwas Unwirkliches. Was auch immer Dinah jetzt war, sie war kein Mensch. Nicht mehr. Sie war bloßes Fleisch. Das Gesicht nur noch aufgerissenes, rohes Gewebe. Daneben ein blutverschmierter Stein.

Peter lag mit dem Kopf im Koi-Teich. Sein Gesicht und sein Hals waren bläulich-lila verfärbt. Der restliche Körper war weiß. Ein Koi schwamm verdächtig nah an seinen geöffneten Mund heran, umrundete seinen Kopf und zog dabei einen Strom aus Luftblasen hinter sich her, sodass es fast den Anschein hatte, als würde er atmen. Ich hatte noch nie zuvor eine Leiche gesehen, geschweige denn zwei, aber ich erkannte sofort, dass beide noch nicht lange tot waren. Das Blut auf Dinahs eingeschlagenem Gesicht war feucht und glänzte, keiner der beiden stank.

Ich konnte weder schreien noch sonst ein Geräusch von mir

geben. Stattdessen ergriff ich die Flucht. Und stolperte. Vielleicht über einen Stein. Mein Blut rauschte in meinen Ohren, ein Presslufthammer bohrte sich tief in meinen Schädel. Mein Körper bewegte sich aus eigenem Antrieb den gepflasterten Weg zurück, vorbei an Efeu und Minze, in die dunkle, kühle Küche und den noch dunkleren Flur, vorbei am Arbeitszimmer, dem Gäste-WC und dem Esszimmer bis zur Haustür, die noch immer sperrangelweit offen stand.

Als ich nach dem Türknauf greifen wollte, hörte ich etwas Entsetzliches. Eine menschliche Stimme.

Es klang wie »Hilfe«.

Ich bin kein guter oder tugendhafter Mensch, das muss ich ganz klar sagen. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich nicht einmal vor, die Polizei zu rufen, bevor ich nicht ausreichend Abstand zwischen mich und den Tatort gelegt hatte. Dann hätte ich die Wahrheit gesagt: Hallo Officer, ich bin SAT-Tutorin, falscher Ort, falsche Zeit, Sie kennen das ja, Sie verstehen das. Bitte, versuchen Sie's zu verstehen. Tut mir leid, dass ich abgehauen bin, aber ich hatte keine Lust zu sterben, nicht jetzt, nicht heute. Nicht für die Victors.

Irgendetwas an diesem »Hilfe«-Ruf aber brachte mich dazu, ihm zur Treppe zu folgen, wo sich eine kleine Tür befand. Oben abgerundet, irgendwie unheilvoll rustikal.

»Bitte«, vernahm ich die Stimme jetzt. Sie klang tief und kehlig. Serena war es nicht.

Ein verzerrtes Geräusch, dann stöhnte jemand laut auf vor Schmerz. Ein gequältes, stoßweises Schluchzen. Ich versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war verschlossen.

»Ich kann nicht ... ich komme da nicht dran ...« Wieder dieses schreckliche, geflüsterte Krächzen.

»Mist.« Ich zerrte so fest ich konnte am Türgriff. Sie gab nicht nach. Die Person weinte jetzt noch verzweifelter.

»Bitte«, keuchte sie, »bitte ...«

»Scheiße, Scheiße, Scheiße ...« Ich warf mich mit dem ganzen Körper gegen die Tür. Sie bebte in ihren Angeln. Dies wiederholte ich so lange, bis ich den Schmerz in der Schulter nicht mehr spürte und die Tür krachend aufsprang. Ich sah dahinter.

Augen in der Dunkelheit. Ein gequälter, starrer Blick aus einem ausgezehrten Gesicht. Ich konnte nicht sagen, ob es sich um die Augen eines Mannes, einer Frau oder eines Kindes handelte. Die Haare waren zerzaust, ein Wirrwarr aus blondiertem und schwarzem Haar, die dunklen Wurzeln waren so fettig, dass sie nass wirkten. Jetzt kehrte Lebendigkeit in das Gesicht zurück, wie auf einem Computerbildschirm beim Neustart. Aufgesprungene Lippen. Schmutzige, eingefallene Wangen. Blutergüsse in Form einer Hand an der Kehle, verschmiertes Blut an deren Rändern. Der Raum unter der Treppe hatte eine niedrige, abgeschrägte Decke, und die Gefangene – ich begriff jetzt, dass es eine Frau ungefähr in meinem Alter war – kauerte an der Wand, ihr Kopf ruhte an der Deckenschräge. Sie sah aus wie ein Junge in einer Siebzigerjahre-Punkband, der sich von Zigaretten, Heroin und Essensresten aus Mülleimern ernährt. Sie trug schwarze Kampfstiefel und eine so fadenscheinige schwarze Jeans, dass sie wie Serviettenpapier an ihren streichholzdünnen Beinen klebte, dazu ein gelbes T-Shirt, das vermutlich einmal weiß gewesen war, und eine Lederjacke. Wir starrten einander sprachlos und ungläubig an, Gott weiß wie lange. Ihre Brust, flach wie die eines Jungen, hob und senkte sich angestrengt. Die Frau selbst rührte sich nicht.

Ich trat ein. Es dauerte einen Augenblick, bis ich begriff,

dass sie gefesselt war. Nicht mit einem Strick, sondern mit einem Kabel, es war voller Bissspuren. Offenbar hatte sie versucht, sich mit den Zähnen zu befreien. Sie war an den untersten Deckenbalken gebunden, ungefähr anderthalb Meter tief in den niedrigen Raum hinein, der sich schlauchförmig so weit nach hinten streckte, dass ich kein Ende der Dunkelheit erkennen konnte. Die Frau zitterte, als ich mich ihr näherte. Und dann der Gestank. Ein entsetzlicher Gestank ging von ihr aus, kein Schweiß, auch nicht Exkreme, sie stank irgendwie faulig. Nach vergammeltem Obst und überfahrenen Wildtieren. Wie lange war sie hier unter der Treppe eingesperrt gewesen?

»Ich mache dich jetzt los«, sagte ich leise.

Kurz fürchtete ich, sie würde mich aus irgendeinem tierischen Instinkt heraus angreifen.

Ich dachte an Straßenhunde, die, in die Ecke getrieben, mit Schaum vor der Schnauze die Zähne blecken.

Aber sie wehrte sich nicht: Sie zog sich so weit wie möglich zurück, um mir Platz zu machen. Das Kabel war um den Balken geschlungen und hatte kaum Spiel. Sie ballte die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder, um ihre Durchblutung in Gang zu bringen.

Als ich ihre Hand berührte, zuckte die Frau zusammen. Ich hörte ihren pfeifenden Atem, als würde Luft aus einem durchlöcherten Behältnis entweichen. Ihre Lippen, nur einen sauren Atemzug von meinen entfernt, waren so rissig, dass sie bluteten. Eine kalte eigenartige Ruhe überkam mich, und ich arbeitete an dem fiesem Knoten, bis ich ihn so weit gelockert hatte, dass sie ihre Handgelenke befreien konnte. Ihre Hände verkrampften. Sie starrte ihre Fingerknöchel an, als würden sie gar

nicht zu ihr gehören. Dann hob sie den Blick und suchte meinen in der Dunkelheit.

Meine gesamte Aufmerksamkeit galt der Frau und dem angestrengten Rasseln ihres Atems, sodass ich die herannahenden Schritte nicht hörte. Die Frau machte mich darauf aufmerksam: Sie packte mich am Arm und zog mich mit sich in den Hauptflur.

Serena brauchte einen Augenblick, bis sie uns wahrnahm. Sie kam ins Haus, tippte dabei Nachrichten in ihr Handy, aber ihr Gesichtsausdruck änderte sich schlagartig, als sie mich und die Frau sah.

Die Frau eilte zur geöffneten Tür, aber Serena schrie auf und versperrte ihr den Weg. Die Frau erstarrte, hielt sich ängstlich am Treppengeländer fest, ihr Blick sprang zwischen Serena und der Tür hin und her. Serena tastete nach ihrem Handy, ihre Stimme klang panisch und schrill.

»Neun eins ...« Die Frau versuchte, an Serena vorbei die Tür zu erreichen, doch Serena schlug sie zu und versuchte erneut, die Notrufnummer einzugeben. Schließlich gelang es der Frau, Serena das Handy aus der Hand zu reißen und quer durch den Raum zu schleudern.

Es landete direkt vor meinen Füßen.

Serena blickte auf, sah mich an, dann das Handy.

Ohne nachzudenken, schnappte ich es mir und hob warnend eine Hand.

»Serena«, sagte ich langsam. »Lass mich erklären, was hier los ist. Ich glaube, du verstehst das nicht.« Ich verstand selbst nicht, was los war, konnte mir aber ungefähr zusammenreimen, was Serena dachte. Sie hielt die Frau für einen Eindringling und wollte die Polizei verständigen, die sie festnehmen sollte.

Die uns beide festnehmen würde.

Serena atmete schwer, wie ein in die Enge getriebenes Tier, und zog sich langsam in die Diele zurück. Begleitet von lautem Schluchzen schnappte sie sich eine Lampe mit schwerem goldenen Fuß vom Tisch am Eingang.

»Komm nicht näher ...«, stammelte sie, hob die Lampe wie einen Baseballschläger über den Kopf. »Ich ... ich ...«

»Serena, bitte, lass mich doch erklären ...«

Sie schrie laut, als ich ihr einen Schritt entgegentrat, tastete mit der Hand über die Wand, als würde sie etwas suchen.

Ein Festnetztelefon.

Die bevorstehende Kette von Ereignissen stellte ich mir ungefähr so vor:

Erstens – Serena dachte, sie habe mich und eine verdreckte Fremde bei dem Versuch erwischt, das Haus auszuräumen. Sobald die Polizei eintraf, würde man uns verhaften.

Zweitens – Die Polizei würde Serenas frisch ermordete Eltern im Garten finden und wir würden wegen der Tat angezeigt.

Drittens – Eine blutrünstige und sensationsträchtige Gerichtsverhandlung würde folgen.

Viertens – *Orange Is the New Black: der Evie Gordon Spin-off*. Lebenslänglich.

Und so kam es, dass ich einen dritten großen Fehler beging, nachdem ich an jenem Tag überhaupt zur Arbeit erschienen war und die gefesselte Frau befreit hatte.

Ich versuchte, Serena das Festnetztelefon wegzunehmen.

Ohne zu zögern, holte sie mit der Lampe aus und zog sie mir über den Schädel.

Schmerz lässt sich unmöglich beschreiben und noch schwieriger ist es, sich daran zu erinnern. Ich hatte noch nie einen

Schlag mit einem so schweren Gegenstand abbekommen. Es kam mir vor, als wäre nur noch leerer Raum zwischen meinen Ohren, eine Schale ohne Hirn, die sich langsam mit Blut füllte. Ich fürchtete, mein Schädel würde platzen wie ein Ei, Blut und Dotter über mein Gesicht laufen. Ich krachte gegen die Treppe, gegen die Frau, und kroch rückwärts. Serenas Handy schlitterte über den Boden. Blut strömte mir über das Gesicht, und ich merkte, dass die Frau meine Hand packte, mich auf die Beine zog und Serenas Handy weit von uns wegkickte.

Wieder traf mich die Lampe. Ich taumelte rückwärts und griff nach dem Erstbesten, das ich in die Finger bekam, um den Schlag abzuwehren: eine Vase, die allerdings sehr viel schwerer war, als ich dachte.

»Serena, hör auf!«

Serena schrie wortlos, stieß unwillkürlich ein rohes Geräusch aus. Sie brachte die Lampe in Anschlag und holte weit damit aus, während ich ihr die Vase so schwungvoll wie möglich entgegenwarf.

Sie traf Serena am Kopf. Ein fleischiges, dumpfes Geräusch. Serena ging zu Boden, versuchte dabei rückwärts auszuweichen, rollte mit den Augen.

Dann blieb sie reglos liegen.

Ich kroch erschrocken zu ihr.

Sie bewegte sich nicht mehr.

Ich tastete nach ihrem Puls.

Nichts.

Ich grub meine Finger tief in die zarte Haut an ihrem Hals, suchte verzweifelt nach einem Herzschlag.

Und fand keinen.

Ich setzte mich auf sie, zog ihre Lider hoch und fand nur

blaue Venen, feine Äderchen, die sich nutzlos um das Weiße ihrer Augäpfel rankten. Ich schlug ihr mit dem Handrücken ins Gesicht. Ihr Kopf gab widerstandslos nach.

Sie konnte nicht tot sein. Das war nicht möglich.

Wieder tastete ich nach ihrem Puls.

Noch immer nichts.

»Nein ...« Meine Stimme klang eigenartig. »Nein. Nein ...« Mein Gehirn setzte aus.

»Ein Krankenwagen – wir könnten – wir sollten ...« Wir könnten und sollten gar nichts. Hätten wir einen Krankenwagen gerufen, hätten wir Sanitäter an einen Tatort beordert und ich wäre höchstwahrscheinlich wegen Mordes an der gesamten Familie Victor festgenommen worden.

Aber so macht man das nun mal. Wenn im Fernsehen jemand zu Tode kommt – das heißt also, wenn jemand, der eben noch gelebt hat, plötzlich nicht mehr lebt, aber weder Altersschwäche noch Krebs dafür verantwortlich sind –, dann ist es der Revolver oder das Messer, Colonel Mustard mit dem Kerzenständer im Ballsaal, dann ist es derjenige, der den schwersten Gegenstand genommen hat, den er oder sie finden konnte, und damit fest zugeschlagen hat –, und dann wird die Polizei gerufen. Im Fernsehen kommt die Polizei, das gesamte *Law-and-Order-Team* tanzt an, die Bösen landen im Gefängnis, Gerechtigkeit wird wiederhergestellt und man guckt die nächste Folge, in der passiert dasselbe gleich noch mal und noch mal und noch mal ...

Ich weinte. Die Frau – die nicht weinte – fasste mich am Kinn und drehte mein Gesicht zum Spiegel, der über dem Tisch in der Eingangshalle hing. Ich hatte so oft in diesen Spiegel geblickt. Hatte heimlich Selfies für eine Instagram Story geschos-

sen, meine Zähne auf Salatreste überprüft, weil ich mir unterwegs im Wagen noch schnell was von Taco Bell reingezogen hatte. Wahrscheinlich hatte der Spiegel tausend Dollar gekostet. Eine kostbare Antiquität im Goldrahmen. Jetzt stellte ich mich den Tatsachen unseres gemeinsamen Spiegelbilds, meiner Jeans von Target, meinen gebraucht gekauften Stiefeln. Und dem Blut an meinen Händen und in meinem Gesicht. In True-Crime-Sendungen auf Netflix, auf Verbrecher-Fotos, in B-Movie-Thrillern hatte ich so was schon oft gesehen. Ich wusste ganz genau, welche Schlussfolgerungen die Polizei ziehen würde, wenn sie mich neben der toten Serena fand.

Der Blick der Frau im Spiegel bohrte sich tief in meine Augen. *Sieh uns an*, sagte ihr Blick. Sie selbst sah aus, als wäre sie gerade in *Trainspotting* aus der Kloschüssel gekrochen. Ich selbst erinnerte eher an *Carrie*.

Die Frau wollte fliehen.

»Bitte« war das einzige Wort, das sie herausbekam, und es auszusprechen, verlangte ihr alles ab. Sie schloss die Augen, ihre Lippen bebten vor Anstrengung, ein weiteres Wort zu formulieren. Sie zitterte am ganzen Körper.

Irgendetwas war ihr in dem Haus widerfahren. Jemand hatte ihr etwas angetan. Einer der beiden Victors, Peter oder Dinah. Vielleicht sogar Serena.

Vielleicht alle drei zusammen.

»Serena?«, keuchte eine Stimme hinter uns.

Mein Nervensystem verkrampfte in allerletzten Todeszuckungen. Fast hätte ich gelacht. Aber natürlich kam es noch schlimmer.

Ein Teenager in Schuluniform. Ich erkannte ihn sofort anhand der Fotos, die ich auf Serenas Handy gesehen hatte.

Lukas. Serenas Freund.

Er sah mich, ich war voller Blut. Dann sah er Serena, seine Freundin, reglos auf dem Boden.

»Ach, du Scheiße ...«, er stürzte auf Serena zu, »... oh Gott, Serena, oh Gott ...«

Wir rannten los. Man hatte uns die Entscheidung abgenommen. Die Frau packte meine Hand und zog mich an Lukas vorbei, der jetzt losschrie. Meine Sicht verwirbelte wie in einem Kaleidoskop, ich sah Pflanzen, den Wassergraben, Rasen, Sonne, grelles Sonnenlicht. Die Straße. Meinen Wagen. Die Frau zog mich an den Armen und schüttelte mich, bis ich sie scharf sah. Ihre Augen, da waren sie wieder. Schwarz und hellwach.

»Schlüssel«, sagte sie.

»Schlüssel«, wiederholte ich.

Ich konnte kaum etwas sehen.

Sie schob ihre Hand in die Vordertaschen meiner Jeans und zog meinen Autoschlüssel heraus, drückte ihn mir in die zitternden Hände. Irgendwie stiegen wir in den Wagen. Ich drehte den Schlüssel im Zündschloss, und das Adrenalin in meinem Körper übernahm. Die Frau saß auf dem Beifahrersitz, starrte erschrocken auf die sonnenbeschienene Straße vor uns. In der Ferne hörten wir Polizeisirenen.

»Wo fahren wir hin?«, fragte ich.

Wir. So schnell fiel die Entscheidung.

Die Sonne ging bereits unter. Der Verkehr in Los Angeles war immer furchtbar, aber an Sonntagen ein kleines bisschen weniger. Trotzdem war ich nie dankbarer für die schmutzigen überfüllten Highways, auf denen man leicht zwischen dem Graffiti, der Anonymität der Autofahrer auf dem Weg von und zur Arbeit, den Amazon-Lastern und Abschleppwagen, den Teslas, Porsches und alten Camaros, verrosteten Civics, Corollas und gepflegten weißen Limousinen verschwinden konnte. Mein PT Cruiser fädelte sich in den fließenden Strom. Mein Schädel dröhnte. Ich hatte so viele Fragen im Kopf und es rauschte so undurchdringlich darin, dass ich fast glaubte, es sei ganz still. Die Hände am Steuer sahen nicht aus wie meine. Sie gehörten einer anderen Person. Evie war gar nicht hier. Evie war verkatert zu Hause, gönnte sich ein ausgiebiges spätes Sonntagsfrühstück. Anschließend lag sie träge mit ihrem Mitbewohner Harvey auf der roten Couch, die sie für vierzig Dollar auf Craigslist ergattert hatten, und guckte beschissenes Reality TV.

Die Stadt zog verschwommen vorbei: riesige Plakatwände, die für Superheldenfilme warben, und zwielichtige 1-800-Anwälte, die man bei einem Autounfall anrufen sollte. Außerdem Apartment-Anlagen, Zeltstädte, Chemistry Coffee Shops. Ein Scientology Center. Eine Tiki-Bar, Valvoline-Motoröl, McDonald's, ein Spukhotel. Wir schafften es auf den Highway 101. Blut gerann in meinem Ohr, verstopfte es. Ich zuckte erschrocken zusammen, als mich die Frau berührte.

Sie hatte ihr zerrissenes Shirt ausgezogen, trug jetzt nur

noch BH und Lederjacke. In der Beifahrertür steckte eine eingedellte halb volle Wasserflasche, die ich vor Wochen, vielleicht sogar vor Monaten dort vergessen hatte. Zitternd nahm sie einen Schluck, führte das warme Plastik wie ein heiliges Sakrament an ihre Lippen. Dann gab sie ein paar Tropfen auf ihr Shirt und betupfte mein Ohr damit.

Ich lenkte durch den Verkehr, sie säuberte mich. Sie war sehr sanft an meinem Kopf, aber sie stank so sehr, dass ich die Luft anhielt.

»Vielleicht haben die mein Kennzeichen gesehen«, sagte ich.

Ausgerechnet daran dachte ich. An meinen Wagen und das verrostete Nummernschild aus North Carolina, das zu erneuern ich mir nie die Mühe gemacht hatte. Lukas musste es gesehen haben, als wir davonrasten. Nach Eintreffen der Polizei hatte er garantiert als Erstes das Kennzeichen angegeben. Waren sie inzwischen dort?

Die Straße vor mir verschwamm, ebenso plötzlich sah ich sie wieder scharf. Autos. Werbung für eine neue Serie auf HBO über eine drogensüchtige Mitarbeiterin der Pharmaindustrie, die sich an der firmeneigenen Ware bedient. Neben uns zog ein Laster mit Hühnern vorbei. Drei Wagen hinter uns fuhr ein Polizei-SUV.

»Mein Kennzeichen«, wiederholte ich.

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass die Frau zustimmend nickte.

Das Kennzeichen war ein Problem.

Die tote Serena war ein Problem.

Aber ein Problem nach dem anderen.

»Sollten wir ...«, fing ich an, leckte mir über die trockenen Lippen und schmeckte Blut. »Sollten wir ...«

Sollten wir die Polizei rufen? Nein, nein, nein, nein, scheiß drauf und zwar aus tausend Gründen. Wir sollten anhalten und nachdenken. Nein, wir können nicht anhalten, wir müssen raus aus L. A. Sollten wir unsere Eltern anrufen und um Hilfe bitten? Sollten wir unseren Eltern erklären, dass wir gerade aus Versehen jemanden umgebracht hatten? Sollten wir sie fragen, ob sie uns noch lieb haben, auch wenn wir Mörderinnen sind? Sollten wir unsere Mitbewohner anrufen und sagen, dass wir nicht rechtzeitig zu Hause sein werden, um zusammen RuPaul zu gucken.

Ein hysterisches, irres und wunderbares Gefühl erfüllte meine Brust. Ein Ballon aus reinem Wahn, zugekokst und seekrank, pumpte in mir wie ein Herz.

Mir kamen Gesichter in den Kopf, an die ich seit Jahren nicht gedacht hatte. Meine Lehrerin in der dritten, Mrs. Cuttler, die mir erlaubt hatte, Bücher aus dem Bestand im Klassenzimmer mit nach Hause zu nehmen, damit ich dort etwas zu lesen hatte. Die Mutter meiner besten Freundin, Ms. Diane, die mich mit einer Brezel von Auntie Anne's belohnte, weil ich während eines Besuchs bei Build-a-Bear im Einkaufszentrum all meinen Mut zusammengenommen hatte und Rolltreppe gefahren war, obwohl ich höllisch Angst davor hatte. Freundinnen aus der Grund- und Mittelschule, mit denen ich seit Jahren nichts mehr zu tun hatte und die jetzt Zahnärztinnen, Lehrerinnen oder Hausfrauen und Mütter kleiner Kinder waren. Sie waren nie aus North Carolina herausgekommen. Ich weiß nicht, warum ich mir ausgerechnet ihre Gesichter vor den Fernsehbildschirmen vorstellte, wie sie erschrocken die Hände vor die Münder schlugen, wenn sie erfuhren, was Evie Gordon – *ausgerechnet Evie Gordon* – diesen netten reichen Leuten in Los Angeles angetan

hatte. Ich war ein braves Mädchen gewesen. Klassenbeste. Meine Eltern waren freundliche und angesehene Mitglieder unserer Gemeinde. *Wie konnte das nur geschehen, würden sie sagen. Wie konnte Evie Gordon nur so vom rechten Weg abkommen?*

Ich dachte an Freunde von der Highschool, zu denen ich noch engen Kontakt hatte. Mit ein paar von ihnen war ich immer einmal im Jahr verreist: Würde ich sie je wiedersehen? Meine Freunde vom College, die noch in New York lebten: Wann würde die Nachricht sie erreichen? Würde sich die Polizei bei ihnen melden? Oder jemand von der Presse? Meine Freunde in Los Angeles: Ob die Polizei inzwischen schon an ihre Türen hämmerte, mich suchte, ihnen Fragen stellte? Meine Ex-Freundin – würden sie auch vor ihrer Tür stehen? Wie sollte ich all das erklären?

Was sollte ich meinen Eltern sagen?

Allein die Frage lähmte mein Gehirn, brachte meine Gedanken zum Erliegen wie die flache Linie auf einem Herzschlagmonitor. Das alles war undenkbar. Meine Mom, die nach Haarspray von Pantene und Orbit Sweet Mint-Kaugummi roch, einem Duftspray aus der Drogerie namens Juniper Breeze und Virginia-Slim-Zigaretten. Die jeden meiner Besuche zu Hause, egal wie anlasslos und kurzfristig, egal wie banal, wie die Rückkehr einer verdienten Soldatin aus dem Krieg feierte. Sie parkte ihren roten Chrysler Sebring Baujahr 1998 im Parkhaus des Flughafens, wartete mit den anderen Ehefrauen der Soldaten und einem Strauß Blumen in der Vorhalle und kreischte laut, sobald sie mich aus der Zollschleuse kommen sah. Mein Dad mit der Lesebrille, die seine Augen, wie bei einem kleinen Jungen, viel zu groß wirken ließ. Seine klobige wasserdichte Armbanduhr, seine vielen Regale voller Geschichtsbücher. Sein

weißer Oberkörper und seine weißen Füße, die nie braun wurden, weil er nie ohne T-Shirt und Socken in die Sonne ging. Er hinkte leicht, seit er sich damals beim Baseball einen Kreuzbandriss zugezogen hatte. Mittwochsabends spielte er in der Erwachsenenliga. Meine Eltern waren geschieden, aber Freunde geblieben. Thanksgiving und Weihnachten feierten wir immer noch als Familie zusammen. Sie waren noch nie gut darin gewesen, mich zu erziehen, hatten einfach nie die Notwendigkeit gesehen. Sie vertrauten mir bedingungslos. Würden sie mit dem FBI kooperieren, wenn Beamte bei ihnen vor der Tür standen? Wenn es in den Nachrichten hieß, »Eve Gordon gesucht wegen Mordes«, würden sie der Schlagzeile glauben?

Die Straße vor mir pulsierte. So viele Autos gab es in Los Angeles. So viele Menschen. Mein Kopf hämmerte mit jedem Stocken und erneuten Anfahren. Wieder beugte sich die Frau zu mir rüber und versuchte, mich zu säubern. Je näher sie mir kam, umso mehr roch ich sie, konnte mich an ihren Gestank nicht gewöhnen.

»Wir brauchen ...«, fing ich wieder an, wünschte dabei, sie würde den Satz für mich beenden. »Wir brauchen ...« Vorräte. Einen Erste-Hilfe-Kasten. Vielleicht ein Messer. Geld. Genauer gesagt, Bargeld. Meine Bankkarte konnten wir nicht verwenden. Nicht mal mein Handy. Wenn ich meine Eltern anrufen und ihnen sagen würde, was ich getan hatte, dass ich Hilfe brauchte, würden sie uns über das Signal orten. Meine Bankkarte und mein jämmerliches Girokonto, all das zog eine Spur aus Brotkrumen hinter uns her.

»Mein Handy«, sagte ich, »kannst du's aus meiner Tasche holen?«

Zögerlich fischte sie es heraus.

»Gib her«, sagte ich.

Sie sah mich misstrauisch an, als müsste sie erst noch überlegen, ob das eine gute Idee war.

»Ich mach schon nichts Dummes«, blaffte ich. »Gib her.«

Die Frau gab es mir. Ich warf es aus dem Autofenster auf die Straße.

Die Frau starrte mich an.

»Mobilfunkmaste«, faselte ich wie eine Geisteskranke. »Hab ich recht? Das gibt's doch. Davon hab ich gehört. Die verfolgen uns. Digital. Über Funksignale. Das hab ich bei Serial gehört, wir haben immer alle Serial gehört. Du nicht?«

Die Frau starrte mich ähnlich kraftlos an wie eine Mutter oder ein Vater, die dem zusammenhanglosen Gebrabbel eines Kleinkinds lauschen. Aber ich wusste, dass da was dran war. Sarah Koenig hatte es erklärt.

»Was? Wo ...«, fing ich wieder an, suchte nach der richtigen Frage. Panik schwappte an meinen Schädel heran, wollte eindringen, mich innerlich fluten und lähmen.

»Wo fahren wir hin?«, war die Frage, für die ich mich schließlich entschied.

Die Frau antwortete nicht. Plastik knackte in ihrer Faust, als sie erneut einen Schluck aus der Flasche nahm. Anschließend bot sie sie mir wortlos an. Ich schüttelte den Kopf. Ihre Lippen waren gesprungen und blutig. Ihre Mundhöhle dunkel, als hätte sie Tinte oder zu viel Rotwein getrunken. Ich wollte nichts mit den Lippen berühren, das sie mit ihren berührt hatte.

»Trink aus«, sagte ich. »Wir ... wir besorgen mehr.« Irgendwie.

Die Frau nickte und trank die Flasche aus. Ich hörte, wie das Wasser in ihrer Kehle ihre ausgedörrten Organe erreichte, wie eine Münze, die in einen Brunnenschacht fällt.

Wahrscheinlich wurde Lukas jetzt bereits von der Polizei vernommen, und seine Aussage würde reichen. Sein HJ-Aussehen, seine Schuluniform, seine Aufnahme ans Vassar College. Serena hatte mir erzählt, dass er den Bestätigungsbrief bereits erhalten hatte. Serena hatte mir viel von ihm erzählt. Er fuhr Fahrrad, weil das besser für die Umwelt war. Sein Lieblingschriftsteller war Jack Kerouac. Er war der einzige Junge in der ganzen Schule, der noch ein altes Klapphandy und kein iPhone hatte. Er besaß eine Les-Paul-Gitarre von 1957, die über sieben-tausend Dollar gekostet hatte, wie ich dank Google herausbe-kam.

Was wusste Lukas über mich? Was hatte Serena ihm erzählt? »Evie, meine SAT-Tutorin, stinkt nach Marihuana und kann's nicht leiden, wenn ich zu lange für eine Geometrie-Aufgabe brauche. Sie ist auf eine total angesagte Schule gegangen und tut, als wüsste sie alles besser, dabei ist sie voll die Loserin.« Ungefähr so.

Und was würde er den Cops sagen? »Zwei blutverschmierte Frauen. Das hab ich gesehen. Eine war Evie Irgendwas, ich weiß nicht, wie sie weiter heißt, sie ist die SAT-Tutorin meiner Freun-din. Die andere war dünn und schmutzig, hatte kurze, hellblond und schwarz gefärbte Haare. Ich kannte sie nicht. Möglicher-weise Asiatin? Vermute ich jedenfalls. Über ihre ethnische Her-kunft kann ich nur spekulieren ...«

Inzwischen hatte sich die Polizei garantiert schon im ganzen Haus verteilt.

Den Koi-Teich hatten sie bestimmt abgesperrt. Jetzt foto-grafierten sie alles. Das Blut auf Serenas durchscheinender Haut. Es lief ihr ins golden glänzende Haar, verkrustete an ihrer perlmuttweißen Kehle und der Stirn. Ich sah sie vor mir, auf

dem Foto in ihrem Highschool Jahrbuch wirkte sie hübsch und sympathisch, wie Laura Palmer. Ein Nachrichtensprecher würde der Welt erklären, wie klug, bescheiden und wunderbar sie war, die Sendung würde live übertragen, an gelangweilte Mütter, die zitternd vor den Fernsehbildschirmen saßen und Kaffee tranken, neugierig auf die Namen der bösen Täter lauerten, auf unsere problematischen Biografien, unsere kaputten Elternhäuser und rachsüchtigen Herzen. Häppchenweise würde ihre Blutgier befriedigt werden.

»Sie war die SAT-Tutorin«, würde die Nachrichtensprecherin kopfschüttelnd berichten, und die Mütter würden nach Luft schnappen. Hand aufs Herz und mit Kribbeln zwischen den Beinen. »Evie Gordon.«

Der Verkehr dünnte immer mehr aus, je weiter wir fuhren. Die Sonne befand sich direkt vor uns, knallte uns in die Gesichter. Ich klappte meine Sonnenblende runter. Aber die Frau starrte einfach ins Licht, saß steif und kerzengerade da wie ein Vampir angesichts seines unentrinnbaren Todes. Die Straße führte langsam in die Wüste. Wir fuhren vorbei an sämtlichen kalifornischen Landschaften, sanften Bergketten, Hügeln, Wüste. Ausgedörrte Erde, dürstend nach Wasser. Aber wir waren nicht weit von der Stadt entfernt, noch nicht. Die Sonne war untergegangen und der Himmel von einem apokalyptisch blutigen Violett. Die Farbe der Lichtverschmutzung.

Die Frau zitterte heftig auf dem Beifahrersitz.

»Die Person, die die Victors getötet hat«, sagte ich vorsichtig, »war das dieselbe Person, die dich gefesselt hat?«

Sie guckte fassungslos. Fast verwirrt.

Sie hatte gar nicht gewusst, dass Peter und Dinah tot waren.

Sie blickte ins Leere und zitterte immer stärker. Dann wirkte

sie wieder völlig teilnahmslos, als sei sie es inzwischen gewohnt, sich vollkommen von ihrer Umgebung zu lösen.

Wenn die Frau nicht gewusst hatte, dass Peter und Dinah tot waren, konnte sie auch den Täter nicht gesehen haben. Und das wiederum bedeutete, dass sie bei Ankunft des Killers bereits in dem dunklen Gang unter der Treppe gefesselt war.

»Wer hat dich gefesselt?«

Die Frau starrte stumpf hinaus in die Wüste.

Mein Magen rutschte mir in die Knie.

»Das waren die, oder?«, sagte ich. »Die Viktors.«

Vielleicht war es ein Glück, dass sie von den Morden nichts mitbekommen hatte. Oder eine Tragödie? Vielleicht hatten sie ihr so Schlimmes angetan, dass sie gerne mitangehört hätte, wie sie starben.

Ich sah sie wieder an. Seit Beginn unserer Flucht hatte sie kein einziges Wort mehr gesagt. Der Bluterguss an ihrem Hals leuchtete jetzt in einem erschreckenden Weinrot.

Wahrscheinlich hätte sie ins Krankenhaus gehört. Hätte medizinische Versorgung benötigt. Aber das war zu riskant. Vielleicht konnte ich sie irgendwo aussetzen und einfach verschwinden.

Aber dann wäre ich allein. Und ich wollte nicht allein sein. Die Frau hatte mir geholfen. Ich hatte ihr geholfen. Sie gerettet. Aber wovor? Diese Frage ging mir durch den Kopf, folgte mir von einem Albtraum in den nächsten. Folterkammern und Lasterhöhlen. Häuser in Los Angeles sind nicht unterkellert. Das habe ich gelernt, als ich hier an die Küste zog. Stattdessen stellte ich mir ein zweites Haus vor, eine Miniatur, versteckt in einer Kammer wie ein vergessenes Puppenhaus. Eine Horrorfilm-Umkehrung des prächtigen Anwesens der Victors. Voller

Spinnweben und pechschwarz. Die Frau kauerte in ihrer Ecke. Gelächter prallte von den Wänden, das Geklapper von Besteck, Töpfen und Tellern bildete die Hintergrundmusik. Die Victors waren Philanthropen. Manchmal hatte Dinah mir nach festlichen Anlässen die Reste des Caterings vom Vorabend angeboten. Die Victors organisierten Partys, um Spenden zu sammeln, übernahmen den Vorsitz von Wohltätigkeitsvereinen, halfen Robben und Elefanten, jedem vom Aussterben bedrohten Tier außer ihrer eigenen elenden Art. Geld wurde versprochen, Schnittchen serviert, Champagner entkorkt, dazu plauderte man über den bevorstehenden Urlaub auf Bora Bora, interessante Dokumentarfilme am Wochenende, Artikel im *New Yorker* und die Renovierung von Sommerhäusern. Sonntagmorgens piff der Teekessel. Am Sonntagnachmittag klingelte es an der Tür. Meine Schritte. So oft war ich an dieser Tür vorbeigegangen, an so vielen Sonntagen. Meine Stimme, ich hatte über Shakespeare, Beowulf, Mark Twain und Nathaniel Hawthorne doziert, je nachdem, was Serena gerade in Englisch durchnahm. Ich sah mir ihre Geometrie-Hausaufgaben an, brachte ihr bei, wie man die Unbekannte x ermittelt. Tests auf Zeit, acht von zehn, bring mal ein bisschen mehr Enthusiasmus auf, »gut gemacht, Serena!« Dann die Bücher wieder einpacken, banale Freundlichkeiten mit Dinah auf dem Weg zur Tür, ein letztes Mal in dem eleganten Bad aufs Klo. Die Hände am weichen Handtuch abtrocknen, nicht an den Papierhandtüchern fürs Personal, schließlich bleibt mir gar nichts anderes übrig, als mich mithilfe von Belanglosigkeiten zu rächen. Meine Schritte. Die Haustür fällt ins Schloss, meine Reifen quietschen. Wieder lasse ich sie allein. Das Ticken der Standuhr auf der anderen Seite der Wand. Schritte, langsam und unheilvoll. Peter Victors

langer Schatten in der geöffneten Tür. Endlich sind die Gäste gegangen.

»Kannst du irgendwohin? Kann ich dich dort hinbringen?«, fragte ich. »Nach Hause? Irgendjemand muss dich doch vermissen – deine Eltern, die werden wissen wollen, dass es dir gut geht. Ich könnte – oder nicht ...?«

Sie schien keinen meiner Vorschläge auch nur wahrzunehmen.

»Was ist mit der Polizei?«, schlug ich vor. »Ich kann dich irgendwo absetzen? Dann kann die Polizei ...« Dann kann die Polizei den toten Peter und die tote Dinah Victor festnehmen wegen ... Entführung? Folter? Zwangsprostitution?

Die Frau sagte nichts.

Die Straße zog sich bis in alle Ewigkeit, ein unheilvolles Band entfaltete sich vor mir. Der Himmel war jetzt dunkler, richtig schwarz. Schließlich zeigten sich blasse Sterne am Himmel. Die roten Augen eines Sattelschleppers starrten uns entgegen.

»Tut mir leid«, sagte ich.

Die Frau sah mich an. Ihre Miene war betont ausdruckslos, als müsse sie all ihre Energie darauf verwenden. Ihre Augen wirkten jetzt stumpf, unfassbar müde.

»Nicht wegen der beiden«, sagte ich, »wegen ... wegen dir«, beendete ich den Satz lahm. Ich hoffte, die Entschuldigung war vage genug, um welches Verbrechen ihr auch immer angetan worden war, abzudecken.

Die Frau sah weg, ihr Gesichtsausdruck wirkte fast schlecht gelaunt. Als würde ich sie langweilen.

»Hör mal«, sagte ich. »Ich kann zur Polizei gehen. Ich kann sagen ... ich weiß nicht. Keine Ahnung. Irgendwas Gutes. Ir-

gendwas, das dich entlastet. Die Wahrheit. Das könnte funktionieren. Könnte wirklich funktionieren ... Du dürftest eigentlich nicht hier sein. Du musst das nicht mitmachen. Ich kann dich nach Hause bringen.«

Sie kratzte an der toten, blutigen Haut um ihre rissigen Fingernägel.

»Ich war's«, sagte ich, senkte meine Stimme. »Die verfolgen mich. Die wollen mich. Ich bin diejenige, die ...«
... die Serena umgebracht hat.

Und obwohl ich Peter und Dinah nicht ermordet hatte, würden es alle denken.

»Sieht ganz danach aus, als wäre ich schuldig«, sagte ich zu der Frau. »Aber ich war's nicht. Und du musst das nicht mitmachen. Ich meine, du warst deren ... deren ...«

Ich wollte nicht »Opfer« sagen, aber was anderes fiel mir nicht ein.

Die Frau zuckte zusammen, bevor ich den Satz beenden konnte. Sie kauerte sich winzig klein zusammen, als wäre sie mit ihrem ganzen Körper darauf bedacht, eine Detonation zu verhindern. Ich wollte so gerne noch einmal ihre Stimme hören.

»Wie lange hast du da in der Kammer gehockt?«, fragte ich leise.

Rotes Bremslicht strahlte ihr ins Gesicht. Eine Träne zog eine Spur über ihre schmutzige Wange. Sie wischte sie mit verschrammten Fingerknöcheln weg, wie ein Ärgernis. Von der bloßen Vorstellung, sie weiter auszufragen, wurde mir schlecht. Mir war sowieso schon schlecht. Sie stank nach Blut und Fäulnis. Und sie schwieg. An wie vielen Sonntagen hatten wir uns gleichzeitig innerhalb desselben Gebäudes aufgehalten? An wie vielen Sonntagen hatte ich mit Dinah Tee getrunken und ge-

scherzt und dabei heimlich unter dem Tisch auf Instagram gescrollt, während die Frau nur wenige Meter von mir entfernt Qualen erlitt?

Galle stieg mir in die Kehle, dann legte sich die Übelkeit wieder. Phantomgestalten tauchten am Rand der dunklen Straße auf und verschwanden. Ich sah andere Fahrer an mir vorbeiziehen, neben ihnen saßen Mädchen mit Plastiktüten über den Köpfen. Sattelschlepper zogen Menschen an Seilen hinter sich her, brachen ihnen das Genick, die Füße schleiften über den Asphalt. Als ich ein zweites Mal hinsah, waren sie weg.

Ich weiß nicht, was aus der Frau geworden wäre, hätte ich sie nicht gefunden. Sie hatte »Bitte« gesagt, ich hatte ihre Stimme gehört. Sie hatte um Hilfe gebeten, und ich hatte ihr geholfen. Zumindest dachte ich, ich hätte ihr geholfen. Was, wenn ich es nur schlimmer gemacht hatte? Irgendwann hätte die Polizei das Haus durchsucht, sie hätte die gefesselte Frau gefunden und wäre zu ganz anderen Schlussfolgerungen gelangt als zu jenen, die sich jetzt aufdrängten. Vielleicht hätten die Schlagzeilen dann anders gelautet. »Horror in den Hills«, »Die Geheimnisse der Reichen«.

Jetzt war sie wie ich. Ihr roter Faden war hoffnungslos mit meinem verschlungen.

»Essen«, sagte ich heiser. »Du brauchst was zu essen. Und Wasser.«

Sie widersprach nicht, nickte aber auch nicht.

»Wir brauchen Geld«, fuhr ich fort.

Sie sah mich leer und zynisch an.

»Ich kann welches besorgen«, sagte ich. »Wenn wir einen Geldautomaten finden.« Natürlich würde man unsere Spur anhand der Kontoauszüge verfolgen, aber uns blieb keine andere

Wahl. Wenn wir in der Nacht weiterfahren, wenn wir es weit genug schafften, dann spielte das vielleicht keine Rolle mehr.

Wir waren in der Nähe von Indio, wo es einen Walmart gab. In den dunklen Ecken des Parkplatzes schliefen mehrere Familien in ihren mit Fastfood-Tüten, Müll und Kuscheltieren vollgepackten Wagen.

Ich parkte weit vom Eingang entfernt. Schaltete den Motor aus. Die Frau leckte sich mit ihrer dunklen Zunge über die Lippen. Blut hatte sie verfärbt, das begriff ich jetzt.

»Ich gehe rein«, sagte ich.

Sie guckte skeptisch. Sie wusste, dass ich keine Ahnung hatte, was ich eigentlich tat.

»Bleib hier und mach dich ein bisschen sauber«, sagte ich.

Übellaunige Gleichgültigkeit zeigte sich erneut auf ihrem Gesicht, dabei wippte sie unruhig mit dem Knie. Sie hatte Angst, merkte ich. Angst, allein hier zurückgelassen zu werden.

Zögerlich fischte ich die Autoschlüssel aus meiner Tasche und ließ sie in den Getränkehalter fallen. Ich wollte sie eigentlich nicht hergeben, aber vielleicht würde das ihre Angst lindern.

»Da«, sagte ich, »du kannst auch den Motor anlassen, wenn du willst. Dann hast du's warm.«

Das Neonlicht im Supermarkt war kalt und blendete. Ich lief eilig durch die Gänge, suchte die Toilettenräume, die natürlich ganz hinten versteckt waren. Eine Angestellte war in der Damentoilette, ein Teenagermädchen mit fettigen Haaren wischte lustlos den Boden. Im Spiegel trafen sich unsere Blicke, und einen entsetzlichen Moment lang sah ich mein Gesicht, dann tauchte ich in eine Kabine ab. Ich hatte das Gefühl, stundenlang zu pinkeln. Endlich hörte ich, wie die Tür zufiel und sich die

Schritte der Angestellten entfernten. Ich betätigte die Spülung und trat an eins der Waschbecken.

Die Frau hatte mir das verschmierte Gesicht ziemlich gut gesäubert, trotzdem sah ich erledigt aus und roch nach Blut. Ich spürte, dass ich selbst welches verloren hatte, meine Beine waren wacklig. Meine Augen waren gelb um die Iris, meine Pupillen vergrößert und starr. Ich holte tief Luft, setzte einen Gesichtsausdruck auf, der gelassen wirken sollte.

Vorsichtig vermied ich es, die Aufmerksamkeit der anderen Kunden, die noch zu so später Stunde einkauften, auf mich zu ziehen – müde Mütter, bekiffte Teenager in kleinen Gruppen – und kehrte in den vorderen Teil des Supermarkts zurück, um einen Wagen zu holen. Mein Puls galoppierte vor Adrenalin, als ich zitternd in den breiten geräumigen Supermarktgängen verschiedene Dinge aus den Regalen nahm. Ich war keine Überlebenskünstlerin. Ich wollte nicht zelten gehen. Ich hatte keine Ahnung, was zum Teufel ich tat. Ich packte Wasser, Paracetamol, einen Erste-Hilfe-Kasten, zwei Dutzend Dosensuppen und einige andere unverderbliche Lebensmittel in meinen Wagen, Beef Jerky, Trockenobst und Nüsse. Ein Taschenmesser. Seife, damit wir uns waschen konnten. Außerdem Klamotten: eine Jogginghose und T-Shirts, die Größe der Frau schätzte ich. Fast hätte ich ihr Klamotten in der Kinderabteilung gekauft, so dünn war sie.

Ich ging zum Self-Check-out und hielt den Kopf gesenkt, zahlte bar. Danach nahm ich die Tüten und ging zu dem Geldautomaten draußen. Vor den automatischen Schiebetüren stand ein Sicherheitsmann und rauchte, er sah mir zu, wie ich meine Karte in den Schlitz schob. Ich musste mehrfach abheben, da ich ein Limit von fünfhundert Dollar eingerichtet

hatte. Ich räumte das gesamte Konto leer: ungefähr sechshundertfünfzig Dollar von meinem Girokonto und zweitausenddreihundert Dollar von meinem Sparkonto. Ich spürte, dass mich der Sicherheitsmann beobachtete, während ich mir die Scheine in die Tasche stopfte, die Einkaufstüten nahm und zum Parkplatz ging.

Ich dachte, ich wüsste noch, wo wir geparkt hatten. In der Nähe hatte ein roter Kia Soul gestanden, daneben ein blauer Honda Civic. Der Soul war noch da, mein schwarzer PT Cruiser nicht.

Mein Herz hämmerte, als ich die Reihen von Autos absuchte, zwischen den von Motten umschwirrten Straßenlaternen hin- und herlief, meine Muskeln schmerzten wegen der schweren Einkaufstüten. Ich spürte, dass mich der Sicherheitsmann immer noch beobachtete. Sein Blick folgte mir, während ich zwischen den Fahrzeugen verzweifelt meinen Wagen suchte.

Er war verschwunden. Ebenso wie die Frau.